

Die Geschichten- erzählerin

Die norwegische Geigerin **Mari Samuelsen** schlägt auf ihrem DG-Debütalbum den Bogen von Bach bis Max Richter.

Von Arnt Cobbers

Auf dem Cover schaut sie mit dem Anflug eines Lächelns und doch streng den Betrachter an, und so spielt sie auch auf ihrem Debüt-Doppelalbum für die Deutsche Grammophon. Die Bach-Chaconne nimmt Mari (betont auf der ersten Silbe) Samuelsen kraftvoll und fast ruppig, und auch die Stücke von Vasks, Glass und „Neoklassikern“ wie Max Richter und Jóhann Jóhannsson klingen bei ihr nicht weich und ätherisch, sondern gleichsam offen und ehrlich. Die 34-jährige Norwegerin, die nach acht Jahren Studium bei Zakhar Bron in Zürich sehr gut deutsch spricht, wirkt im Gespräch sehr umgänglich, und so waren wir sofort beim in Skandinavien üblichen Du.

Mari, warum spielst du Max Richter, Brian Eno und Peter Gregson, wenn du Bach, Beethoven und Brahms spielen kannst?

Warum nicht? Das Album heißt „Mari“, weil es eine Art Porträt ist, es erzählt meine Geschichte, es ist eine Mischung vieler Stücke, die ich mag und zu denen ich eine persönliche Beziehung habe. Mit der Chaconne und den anderen Bach-Stücken bin ich aufgewachsen, zu Max Richter habe ich eine enge persönliche Beziehung, und ich bin ein großer Fan des verstorbenen Jóhann Jóhannsson, mit dem ich so gerne zusammengearbeitet hätte.

Ich möchte nicht „wichtige“ Stücke auf meine Weise interpretieren – ich möchte eine Geschichte erzählen mit meinem Spiel und meiner Stückauswahl.

Im Booklet heißt es, das Album spiegle u. a. „unser Verlangen, in die Natur zu fliehen“. Die Bach-Chaconne klingt für mich sehr erdverbunden, geradezu roh. Aber wo ist in den anderen Stücken die Natur?

Für mich ist Peteris Vasks' „Einsamer Engel“ ein Naturstück, Jóhannsson klingt wie Space World, Peter Gregson erinnert an die englische Countryside, und Philip Glass ist wie der ewige Kreislauf der Natur. Es ist die Frage, was für eine Natur man sucht und was man hört.

Glass' „Knee Play“ ist eher Hochleistungssport als Musik, oder?

Das ist wie ein Tornado, ein Bild unserer neuen, extremen Welt, die deshalb „unnatürlich“ wirkt, weil wir so schlecht mit unserem Planeten umgehen. Um diese Seite der Natur darzustellen, braucht man Philip Glass. Ich spiele das gern.

Als klassischer Musiker lernt man zu interpretieren, sich mit Phrasierung und Nuancierung zu beschäftigen. Darum geht es bei Richter oder Gregson ja weniger.

Ich fühle mich nicht unbedingt als klassische Musikerin. Ich fühle mich als Musikerin. Als Geschichtenerzählerin. Ich habe versucht, Stücke zu finden, die zusammen ein Bild von mir ergeben. Und dann wird man sehen, ob Leute das hören wollen oder nicht. Bei Max Richter gilt: Weniger ist mehr. Das ist nicht

Aktuelles Album



Mari. Werke von Bach, Vasks, Glass, Richter, Martynov, Eno, Gregson u.a.; Mari Samuelsen (2018); Deutsche Grammophon (2 CDs)

romantisch im üblichen Sinne, aber es berührt – wenn auch vielleicht nicht alle Menschen. Bei Musik geht es immer auch um persönlichen Geschmack.

Du hast eine klassische Ausbildung hinter dir und studierst in Oslo und bei Zakhar Bron. Wann kam der Bruch, dass du gesagt hast: Immer nur Beethoven, Brahms, Tschaikowsky, das kann es nicht sein?

Brahms liebe ich! Tschaikowsky nicht so, Mendelssohn auch nicht.

„Ich glaube nicht, dass jeder Musiker jedes Stück gleich gut spielen kann.“

Dafür Beethoven sehr, Schostakowitsch und Prokofjew total! Es gibt so viele fantastische Musiker, ich glaube nicht, dass jeder jedes Stück gleich gut spielen kann. Ich fühle mich mehr als ein Kommunikator für Bach, Beethoven und Schostakowitsch als für Mendelssohn oder Strauss. Und von da aus führt für mich eine natürliche Linie zu Max Richter und Philip Glass und noch unbekannten Komponisten in der Zukunft. Tja, wie bin ich auf die schiefe Bahn geraten? Ich denke, das waren die Aufnahmen, die ich zu Steve Reichs 75. Geburtstag gemacht habe, das Doppelquartett und „Different Trains“. Davor hatte ich einen Heidenrespekt, besonders „Different Trains“ ist sehr kompliziert. Aber es war eine Offenbarung, das hat meinen Blick geweitet. Seitdem versuche ich mich offen zu halten für Neues.

Muss man sich als Profi-Musikerin, die davon leben will, entscheiden für „Standard-Klassik“ oder Neoklassik/Crossover?

Es ist ein kleiner Bereich, in dem ich mich bewege. Aber ich spiele immer noch mit der gleichen Freude das Beethoven-Konzert oder Bach oder „Die vier Jahreszeiten“ wie einen Ambiente-Abend. Da hat man es mit

verschiedenen Veranstaltern zu tun, aber immer mehr öffnen sich, vor allem Festivals, und denken nicht mehr so traditionell.

Sind Max Richter und Jóhann Jóhannsson Klassik von heute? Andere würden da Widmann oder Lachenmann nennen.

Ich spiele alles. Ich spiele Musik, die ich mag, und dann können andere urteilen, was

das genau ist. Ich bin keine Musikwissenschaftlerin, ich muss keine Schubladen beschriften.

Warum kommen im Moment aus Norwegen so viele gute Geigerinnen und Geiger?

Wir sind zum Glück sehr verschieden. Elbjörg Hemsing, Vilde Frang und ich haben zusammen studiert, mit Henning Kraggerud hab ich viele Konzerte einstudiert. Das Barratt Due-Institut in Oslo ist eine sehr gute Hochschule. Aber ich denke, es gibt einfach solche Phasen. Danach kommt wieder eine amerikanische Welle oder es kommen wieder ein paar Leute aus Deutschland. Es ist immer die Frage, was gerade angesagt ist.

Wie seid Ihr auf das ungewöhnliche Plattencover gekommen?

Ein bisschen wie Grace Jones, oder? Wir haben uns von allem inspirieren lassen, unsere Ideen gingen von David Bowie über Natur bis zu mathematischen Formen – und irgendwie sind wie da gelandet. Es ist ein cooles, modernes Bild, finde ich. Und hoffentlich auch zeitlos. ■



Foto: Stefan Hoederath / DG

**Virtuos und eigenständig:
Mari Samuelsen geht ihren Weg.**